

Briefkasten

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **26 (1942)**

Heft 12

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

haltung. Ich ging bald und dachte: Mit welcher andern „Fremdsprache“ könnte man das erleben?

Ein andermal besuchte mich eine Nichte mit ihrem etwa fünfjährigen, also noch nicht schulpflichtigen Kind. Auch in ihrer Familie wird nur schweizerdeutsch gesprochen; das Hochdeutsche hatte die Kleine nur aus Liedern, Gebeten und andern Sprüchlein kennen gelernt. Wir gaben ihr Spielsachen, aus denen sie ein Dörflein aufbauen konnte, aber die Kirche war etwas beschädigt. Das bemerkte das fröhliche Kind, das auch mit der Sprache spielen wollte, mit den Worten: „Die Kirche ist kaputt!“ Sie hatte also bereits beobachtet, daß mundartliches i im Hochdeutschen oft zu ei und u zu au wird; nur daß diese Regel bloß für lange Selbstlaute gilt (und auch da ihre Ausnahmen hat), wußte sie natürlich noch nicht. In welcher andern „Fremdsprache“ kann ein so kleines Kind schon so hübsche Spiele machen?

Merkwürdige Kriegswörter

Der neue Weltkrieg hat uns schon vor seinem Ausbruch allerlei neue Wörter über den Rhein hereingebracht, die wir leider nach und nach auch „in eigener Sache“ brauchen können. Gut gebildet war „Entrümpelung“ (eine Schweizer Zeitung meinte freilich, was ein rechter Schweizer sei, müsse sagen „Entgrümpelung“). Gut gebildet ist auch „Winterhilfe“, etwas allgemein gehalten „Schutzraum“, etwas kühn die Verbindung in „Luftschutz“, geschmacklos „Anbauschlacht“. Aber was sind „Heizferien“, wie sie jetzt in mancher Schule „gefeiert“ werden? Man versteht das Wort ja heute ohne weiteres — ob in einer glücklicheren späteren Zeit noch? — doch die wird es nicht mehr nötig haben! Könnte man „Heizferien“ nicht mit „Hizferien“ verwechseln, was gewissermaßen das Gegenteil bedeutet? Hizferien gibt es, wenn es sehr heiß ist, und Heizferien, wenn es sehr kalt ist. Heizferien heißen sie, weil man nicht heizen kann; sollten sie nicht eher „Nichtheizferien“ heißen? Man hört auch von „Kohlenferien“ sprechen, d. h. von Ferien wegen Mangels an Kohlen; gemeint sind also „Kohlenmangelferien“. Das Verhältnis der Bestandteile eines zusammengesetzten Wortes kann ja sehr mannigfaltig sein, aber daß eine Sache gerade nach dem benannt wird, was nicht da ist, das ist doch sonderbar. Aber wie soll man denn sagen? Vielleicht „Kälteferien“, im Gegensatz zu „Hizferien“? Aber das Verhältnis ist nicht ganz dasselbe. Hizferien gibt es, weil die sommerliche Hitze außergewöhnlich ist, so daß man gar nicht Schule halten kann. Kälteferien aber gibt es, auch wenn die Kälte gar nicht außerordentlich ist; in gewöhnlichen Zeiten würde man nicht an Ferien denken; das gibt es nur, weil die Kohlen fehlen. Aber schließlich ist es eben doch wegen der Kälte. Vorläufig scheint „Kälteferien“ doch der beste Name zu sein. Oder weiß jemand einen bessern?

Anderer Art, aber nicht weniger merkwürdig ist der „Pazifische Kriegsrat“. „Pazifisch“ (von lat. pax, franz. paix = Friede, und lat. facere = machen) heißt „friedlich, friedensstiftend“. Was ist ein friedensstiftender Kriegsrat? Nun, eigentlich will ja jeder Kriegsrat Frieden stiften — aber wie?! Zunächst rät er doch zum Krieg und nicht zum Frieden. Menschen deutscher Sprache ohne Kenntnis von Fremdsprachen sind da im Vorteil; denn sie empfinden den Widerspruch nicht, können sich freilich bei dem Wort auch nichts denken. Wer aber das Wort versteht (frz. pacifique), der weiß gewöhnlich auch, wenigstens in neuerer Zeit, daß man Pazifik das Meer nennt, das man früher das Stille Meer oder den Stillen oder Großen Ozean nannte, den Magalhães, der erste Weltumsegler, 1520 so taufte, weil er dort nach der stürmischen Fahrt durch die nach ihm benannte

Straße ruhiges Wasser fand. „Pazifisch“ heißt zunächst also nicht der Kriegsrat, sondern das Meer, für das er bestimmt ist. Gemeint ist also ein „Friedensmeer-Kriegsrat“. Der Friede gehört zum Meer, der Kriegsrat zu den Menschen, die den Frieden stören. Daß das auch zu sprachlichen Gewalttaten führt, ist noch das geringste Übel.

Briefkasten

J. L., S. Wir haben Ihnen in der letzten Nummer mit einigem Aufwand die Frage lösen helfen wollen, ob es im Zeugnis heißen müsse: „Die Behörden der Landwirtschaftlichen Schule W. bezeugen durch diese Urkunde, daß N. N. ihre Schule besucht hat“ oder: „unfere Schule“. Eine völlig befriedigende Lösung haben wir nicht gefunden, wohl aber ein sprachlich kundiger und in solchen Dingen erfahrener Leser. Er schlägt folgende Fassung vor:

„Herr Jonathan Fleißig, von . . . geboren am . . . hat vom . . . bis zum . . . die solothurnische Kantonale Landwirtschaftliche Schule W. als vollberechtigter Schüler besucht. Als Ausweis darüber stellen wir ihm diese Urkunde aus. Solothurn, den . . . Der Direktor des Kantonalen Volkswirtschaftsdepartements: . . . Der Direktor der Kantonalen Landwirtschaftlichen Schule: . . .“

Mit dieser Fassung käme man nicht nur um den Zwiespalt zwischen „unfere“ und „ihre“ herum, sondern die Hauptsache käme in einen Hauptsatz und würde nicht in einen Nebensatz gesteckt. Hauptperson ist auf diesem Papier schließlich doch der Schüler und nicht, mit allem Respekt gesagt, die Behörden; diese kommen ja nachher schon noch zu der ihnen zustehenden Würde.

An Eisenbahner. So so, die Schreibweise „Lybien, lybisch“ erschien Ihnen „viel sympathischer und orthographisch plausibler“ als „Libyen, libysch“, die Ihr sprachliches Empfinden „aufs tiefste verlegen“. Und es hat Ihnen große Gemütuung bereitet, daß Herodot, der „Vater der Geschichte“, auch „Lybien“ schrieb; denn der mußte es doch wissen. Aber — so finden Sie das Wort nur in der deutschen Übersetzung der Reklamausgabe, und das beweist wenig, so merkwürdig es ist. Der Herausgeber hatte offenbar ähnliche Gefühle wie Sie und glaubte, ihnen einfach folgen zu dürfen, obschon alle griechischen und lateinischen Wörterbücher und alle griechischen Ausgaben „Libyen“ schreiben. Gewiß läge uns die andere Schreibweise näher, da wir verschiedene andere Wörter mit einem y in der ersten Silbe und mit der Endung -iich kennen: Lyzeum, Lykurg, Lydien, Lydia, lydisch, Lyrik, lyrisch u. a. Darum erschien Ihnen die falsche Schreibweise „orthographisch plausibler“, aus reiner Gewohnheit, und Störungen in der Gewohnheit wirken häufig weniger „sympathisch“. Trotz allem heißen die richtigen Formen „Libyen“ und „libysch“. Schade, nicht wahr? Aber Sympathie ist nun einmal kein orthographischer Beweisgrund.

A. M., St. G. Doppelt genäht hält besser, ist aber Verschwendung, wenn es so gar nicht nötig ist. Darum haben Sie recht, wenn Sie in den „Schweiz. Blättern für Handel und Industrie“ (28. 2. 42) beanstanden, daß da von „bestbewährtesten Untersuchungen“ die Rede ist. Doppelter Superlativ wie bei „größtmöglichst“! Entweder steigert man das Mittelwort „bewährt“; dann ist das Umstandswort „best“ gar nicht mehr nötig, oder dann, und das ist noch besser: man steigert das Umstandswort; dann ist die Steigerung des Mittelwortes nicht mehr nötig. Man könnte also allenfalls sagen „bewährteste Untersuchungen“, besser aber sind „bestbewährte“. Der Fehler ist nicht gar selten, aber Menschen mit gesundem Sprachgefühl empfinden ihn immer noch als solchen. Nicht gerade ein Anfinn, aber ein gelinder häufiger Unfug ist die Steigerung des mit einem Umstandswort näher bestimmten Mittelworts der Gegenwart oder der Vergangenheit im Komparativ oder Superlativ: die weitverbreitete Ansicht, die weitblickendere Klugheit, die tiefstliegende Bedeutung, die vielgenannteste Persönlichkeit, der tiefgefühlteste Dank (der „tiefstgefühlteste Dank“ ist wieder doppelt genäht), die naheliegendste Erklärung usw. Verbreiteter als verbreitet, genannter als genannt, liegender als liegend, blickender als blickend, gefühlter als gefühlt usw. kann etwas nicht wohl sein; wohl aber kann etwas weiter blicken, tiefer liegen, am meisten genannt, tiefer gefühlt usw. sein; darum sagen wir: die meistverbreitete Ansicht, die meistgenannte Persönlichkeit, die weiter blickende Klugheit, der tiefst gefühlte Dank, die nächstliegende Erklärung, der schwerstwiegende Grund. Man kann sich da noch fragen, ob das Umstandswort mit dem Mittelwort zusammengeschrieben werden solle oder nicht. Ursprünglich war das nicht berechtigt, aber Formeln wie näher- und nächstliegend, viel- und meistgenannt empfinden wir heute doch schon als Einheit und dürfen sie deshalb zusammenschreiben. Etwas peinlich würde das wirken bei „tiefstgefühltem Dank“, weil „tiefstgefühlte“ nicht als feststehende Formel wirken sollte, sonst glauben wir nicht mehr an die Tiefe. —

Wenn dann in der folgenden Zeile von „gefährdesten“ Unternehmungen die Rede ist, könnte das ja ein Druckfehler sein, es würde aber auch zur sprachlichen Oberflächlichkeit der andern Stelle passen.

Es ist ganz auffallend, wie oft dieses -t am Ende eines Mittelworts der Vergangenheit (gefährdet, verbreitet) ausfällt, wenn unmittelbar nachher die Superlativendung -st folgt: die weitverbreitetste Ansicht. Ebenso häufig fällt bei Mittelwörtern der Gegenwart das -d aus: der nahegelegenste Grund, der erhabenste Anblick. Diese Leute schreiben eben „phonetisch“, aber nach schlechter „Phone“, d. h. Aussprache, und grammatisch gedankenlos. Darum setzen sie manchmal das -d, wo es falsch ist, nämlich beim Mittelwort der Vergangenheit starker Zeitwörter: die entlegendste Gegend, der erhabendste Anblick. Beispiele aus unsern besten Zeitungen liegen vor, sind aber nicht rühmlich.

A. Th., Z. Ob es heiße: „sämtliches verwendete Material“ oder „verwendetes Material“? Nach „sämtlich“ schwankt der Sprachgebrauch, und die Lehrbücher widersprechen sich. Sütterlin würde sagen: „sämtliches verwendete Material“, also schwach, Schneider dagegen: „sämtliches verwendetes Material“, also stark; Duden erkennt an, daß nach der Regel schwach gebeugt, also „verwendete“ gesagt werden sollte, daß aber die starke Beugung („verwendetes“) häufiger sei. Also muß man beides als richtig gelten lassen. Nach der Mehrzahl „sämtliche“ verlangen die Lehrbücher (im Gegensatz zu „alle“) die starke Form, also „sämtliche ehrliche Menschen“. — Ob „ein zweites und drittes Stück nachfolgte“ oder „nachfolgte“? Hier ist es ähnlich. Nach der Regel müßte es heißen: „nachfolgte“, weil sich die Sachausage auf zwei Satzgegenstände bezieht; doch kommt es häufig vor, daß man auch in einem solchen Fall die Einzahl setzt, wenn die zwei Satzgegenstände gleichartig sind. Die Mehrzahl scheint mir hier eher angebracht, weil der Schreiber ja gerade betonen wollte, daß es nicht beim ersten Stücke blieb, sondern daß noch mehr folgte, und zwar mehr als eins. Die Mehrzahl müßte unbedingt stehen, wenn auch das dritte Stück den Artikel bei sich hätte: „ein zweites und ein drittes Stück“. Die Weglassung des Artikels schwächt das Bedürfnis nach der Mehrzahl etwas ab, aber es soll offenbar doch die Mehrzahl der noch folgenden Stücke betont werden, also besser: „folgte“. — Wenn Sie in den Worten: „Eine Ordnung, die nicht das Ganze bis ins Kleinste erfährt“ nicht nur „das Ganze“, sondern auch „Kleinste“ groß schreiben, obgleich es Duden in der Formel „bis ins kleinste“ klein schreibt, haben Sie recht; denn der Ausdruck wirkt hier nicht bloß als Formel wie etwa in dem Sage: „Der Angriff war bis ins kleinste wohl vorbereitet“, sondern als Gegensatz zum Ganzen, das Duden ja auch groß schreibt, weil es eine sachliche Bedeutung hat, im Gegensatz wieder zu der Formel: „im großen ganzen“, bei der wir uns kein groß zu schreibendes Ding mehr vorstellen.

Allerlei

Nachtrag zum Aufsatz „Scheck oder Check“ in Nr. 9/10. In Nr. 9/10 haben wir darauf hingewiesen, daß die Schreibung „Check“, die Nationalrat Speiser s. Z. durchgesetzt hat, weder unserer Aussprache „Scheck“ noch der französischen Schreibweise (chèque) entspricht, daß also mit ihr niemand recht gedient ist und ihr einziger „Vorteil“ darin besteht, daß sie nicht deutsch ist. Die Sache stellt sich aber als noch lächerlicher heraus: von einem geschäftskundigen Mitglied werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß die Engländer ihr Wort „check“ im geschäftlichen Sinne selber „cheque“ schreiben, und in der Tat bemerkt schon ein Wörterbuch von 1894 „kaufmännisch jetzt meist cheque geschrieben“. Wenn sogar die Engländer die französische Schreibweise angenommen haben (mit Weglassung des Akzentes), so hätte sich diese Form noch besser empfohlen als die weder englische, noch französische, noch deutsche Form „Check“. Eine böse Mißgeburt!

„Danke“ und „Merci“. In der Strophe, die an der Spitze der letzten Nummer stand, behauptete der Dichter, danken könne er, wie beten, nur in seiner Muttersprache. Die meisten Deutschschweizer können es aber auch anders; denn sie sagen „merci“. (In der Ostschweiz hört man in Anlehnung an „Dank Ihne“ etwa das köstliche „Mercene“). Aber wann sagen wir so? So sagt das Ladenfräulein, wenn man zahlt, was man schuldig ist, und so sagt der Kunde, wenn man ihm herausgibt, was man ihm noch schuldig ist. Also in Fällen, wo man sich eigentlich gar nicht zu Dank verpflichtet fühlt, sondern nur dergleichen tut, um den menschlichen Verkehr mit dem Öl der Höflichkeit zu versehen und ihn so in besserem Gang zu erhalten, was ja recht nett ist.

Oder wenn es sich um kleinere, fast selbstverständliche Gefälligkeiten oder Dienstleistungen handelt. Aber es ist undenkbar, daß ein aus Lebensgefahr Geretteter zu seinem Retter sagt: „Merci!“ Auch wer dem andern eine wirkliche Wohltat, einen wichtigen freiwilligen Dienst erwiesen hat, erntet ein „Danke vielmals“ und nicht ein „Vielmals merci!“ Wenn man der Serviertochter zu den 35 Rp. für den „Becher Helles“ die üblichen 5 oder 10 Rp. Trinkgeld gibt, flüstert sie das übliche „Merci“; schenkt man ihr aber aus guter Laune den ganzen Rest des Fünzigers, so spricht sie vom Grunde ihrer alemannischen Volksseele „Danke vielmals!“ Daß wir zwei Dankformeln haben, eine leichtere und eine schwerere, eine äußerliche und eine innerliche, bedeutet eine Bereicherung unserer Ausdrucksmittel, und wir sollten eigentlich zu den Franzosen sagen: „Danke für euer Merci!“ Ist es aber höflich, den Mitmenschen so deutlich merken zu lassen, daß es einem mit dem Danken eigentlich gar nicht so recht ernst ist? Damit er sich ja nichts darauf einbilde? „Danke“ kann man immer sagen; wie ernst es gemeint ist, merkt der andere dann aus der Art, wie man es sagt. Also können wir für das „Merci“ doch höchstens sagen „merci!“

Gemüse und Gehirn. Meister, Gesellen und Lehrlinge der in den Gaststätten geübten Kochkunst meinen immer noch, Französisch sei „obligatorisch“ auf den Speisekarten und „Mönchs“. Und doch liefern sie selbst dabei nicht nur ziemlich unfehlbar allerlei Schreibfehler, sondern auch die schönsten Gegenbeweise gegen jene Notwendigkeit. Wenn in einem Gasthaus auf dem Rigi die Preise der „gastro-nomischen Programme“ bis zu zweieinhalb Franken deutsch, von drei Franken an aber französisch sind, kann man das allenfalls noch so erklären, daß für das teurere Geld so feine Sachen geliefert werden, daß es dafür gar keine deutschen Wörter gibt. Und jener Bahnhofswirt wird meinen, ein „Diner“ sei eben doch mehr als ein bloßes „Mittagessen“, darum koste es eben 3 Fr. 80 und nicht bloß 2 Fr. 20 wie dieses. Aber wenn ein Gasthaus mit dem anheimelnden Namen „Métropole“ zur Auswahl stellt: „Nierli am Spieß ou Bernerplatte“ oder ein Bahnhofshotel „St. Galler Schübligge avec Roesti“ empfiehlt, wenn also die guten Dinge selbst, die „Tatsachen“, deutsch bezeichnet sind und nur der „verbindende Text“ (ou, avec) französisch ist — weil sie eben meinen, Französisch gehöre einfach dazu, sonst schmecke es den Gästen nicht, dann machen sie sich doch lächerlich. Ganz von allen guten Sprachgeistern verlassen ist jener Zürcher Gastwirt, der, im Gegensatz zu seinem Berufs-genossen auf dem Rigi, für 2 Fr. 80 „Gemüse du jour“, für 4 Fr. 50 aber „Tagesgemüse“ anbietet. Daß er daneben auch „Spargeln au beurre“ und „Teller Hors d'œuvre“ führt, verwundert uns weiter nicht mehr. In den Sprachzellen seines Gehirns hat er offenbar allerlei Gemüse — ob „vom Tag“ oder „du jour“?

Die großen Anfangsbuchstaben! Ein Zürcher Uhrmacher zeigt an: „Uhren-Reparaturen werden vom Fachmann zu günstigen Preisen ausgeführt. Bei Kauf einer neuen Uhr wird Ihre Alte an Zahlung genommen.“

Fortsetzung von Huggenbergers Versen am Anfang des Blattes:

's wird als Verrot a der Schwiz usg'lait,
Wenn ein der Toilette Abtritt sait.

Kein „Prosit Neujahr!“ wünschen wir unsern Mitgliedern und übrigen Lesern, aber „ein gutes neues Jahr!“, mündlich nach schönem altem Schweizerbrauch „e guets, glückhaftigs neus Jahr!“ und bitten sie, es gegenüber ihren Mitmenschen ebenso zu halten.